

GrundschuEltern

Beilage zu Grundschule aktuell · Nr. 4 · Februar 2012

Video-Interview mit Prof. Dr. Hans Brügelmann zum Heft „Inklusion/ Integration“ von GrundschuEltern
<http://www.uni-siegen.de/zimt/dienste/mediathek/digital/archiv.xml?medias=4370801>

Forschung zum gemeinsamen Unterricht

Vorweg: Ist Inklusion nicht nur ein Modewort für Integration? Dass behinderte Kinder in Regelklassen integriert werden, gibt es doch schon lange.

Um diese Frage zu beantworten, muss man in die Geschichte der Schule zurückgehen. Es gab immer Gruppen, die von Bildungsmöglichkeiten ausgeschlossen wurden: die Mädchen, die unteren Schichten, Ausländer und eben auch Behinderte.

Da war es schon ein großer Schritt, dass besondere Einrichtungen geschaffen wurden wie etwa Mädchenschulen und auch die Sonderschulen, z. B. für geistig Behinderte. Leider hatten diese Sondereinrichtungen eher einen schlechteren Ruf- und sie bedeuteten immer noch Ausschluss aus dem Regelsystem.

Darum waren Integrationsbemühungen ein weiterer wichtiger Schritt. Aber dabei geht es immer noch um die Unterscheidung sogenannter „Normaler“ und „der anderen“, z. B. der „Behinderten“, die als besondere Gruppe in Regeleinrichtungen „integriert“ werden. Dagegen ist der Grundgedanke der „Inklusion“, dass *jeder* Mensch besonders ist und dass die Schule dafür auch offen sein muss. Pädagogisch bedeutsame Unterschiede gibt es ja nicht nur durch Behinderungen, sondern auch durch soziale Schicht, durch Geschlecht, durch die ethnische Herkunft. Inklusion meint also: eine Schule für alle nimmt auch alle auf – in dem Bewusstsein, dass *jeder* auf bedeutsame Weise anders ist.

Insofern passen schulbürokratische Schubladen wie Schulkindergarten, Förderschule (Typ A, B, C usw.) oder Gymnasium, Haupt- bzw. Realschule ebenso wenig wie die starren Formen äußerer Differenzierung nach Leistungsgruppen, die z. B. den Gesamtschulen durch die KMK auferlegt worden sind. Solche Grobkategorien scheitern auch daran, dass die Unterschiede zwischen den Personen in allen relevanten Dimensionen (IQ, Fachkompetenzen, Sozialverhalten, ...) immer graduell sind. Wo soll man – wie begründet – einen Schnitt auf einem solchen Kontinuum machen, um Schüler und Schülerinnen in Gruppen aufzuteilen? Gibt es ab einem IQ von 60, 70 oder 80 einen qualitativen Sprung – und sind nicht Kinder mit demselben IQ ganz unterschiedlich, auch in ihrer Leistungsfähigkeit?

Ist gemeinsamer Unterricht aber wirklich besser als eine Differenzierung nach Leistung?

Also als erstes: Inklusion ist ein Menschenrecht – von der UN noch einmal ausdrücklich proklamiert und von Deutschland auch rechtlich akzeptiert. Insofern kann Forschung nur eine stützende oder relativierende Funktion bei der Umsetzung haben. Aber sie kann dieses Recht weder begründen noch in Frage stellen. Insofern ist klar: die Beweislast liegt bei der Begründung getrennter Förderung, nicht bei der Rechtfertigung gemeinsamen Unterrichts .

Im Übrigen ist es beim gemeinsamen Unterricht wie bei jedem Unterricht: Seine Qualität und seine Wirkungen hängen von vielen verschiedenen Bedingungen ab: von der Kompetenz der Lehrperson, von der Zusammensetzung der Klasse, von ihrer Größe, von Rahmenbedingungen wie materielle und personelle Ausstattung der Schule.

So wie es schlechten Unterricht in Gymnasialklassen oder in Grundschulklassen gibt, gibt es auch Beispiele für vorzüglichen und für misslungenen gemeinsamen Unterricht. Davon abgesehen aber macht die Frage macht so allgemein keinen Sinn. Man muss sich die verschiedenen Aspekte einzeln anschauen.

Gut, dann konkret: Wie sieht es denn für Kinder mit besonderen Schwierigkeiten aus?

Sowohl deutsche wie auch internationale Studien erbringen sie im Durchschnitt höhere fachliche Leistungen in Regelklassen. Sie machen auch eine positivere soziale Entwicklung bei gemeinsamem Unterricht. Diese Durchschnittswerte setzen sich allerdings aus vielen breit streuenden Einzelbefunden zusammen. Das verweist auf die Bedeutung der Rahmenbedingungen und bedeutet für Eltern, im Einzelfall genau hinzuschauen: was braucht mein Kind, wie sieht es in der konkreten Einrichtung aus.

Können Förderschulen Kinder mit gleichen Schwierigkeiten in den Kleingruppen nicht besser fördern?!

Im Ergebnis leider nicht - jedenfalls nicht im Durchschnitt. Zwar haben sie gute Bedingungen und die Lehrer/innen oft besondere Qualifikationen. So gesehen, können sie die Kinder exzellent fördern und tun es sicher an vielen Stellen auch. Allerdings senken viele Lehrer/innen – vielleicht auch unbewusst - das Anspruchsniveau ihrer Aufgaben und haben geringere Leistungserwartungen an die einzelnen, weil die Gruppe insgesamt leistungsschwächer ist. Vor allem aber fehlen die Anregungen durch leistungsstärkere Schüler/innen. Und so sind die Leistungen eher schwächer als im gemeinsamen Unterricht.

Leidet nicht das Selbstwertgefühl leistungsschwacher Schüler/innen im gemeinsamen Unterricht?

Beim Wechsel auf die Sonder-/ Förderschule atmen in der Tat manche Kinder anfangs auf. Aber diese Wirkung lässt bald nach. In der neuen Lerngruppe bildet sich rasch eine neue Rangordnung heraus. Zudem verliert ein höherer interner Rang an Wert, wenn den Kindern das niedrige Ansehen der ganzen Einrichtung bewusster wird. Letztlich wird das Selbstwertgefühl aber dadurch bestimmt, ob die Wertschätzung in einer Gruppe nur von der fachlichen Leistung abhängt und ob diese nur im Vergleich mit anderen beurteilt wird, also unabhängig von den jeweils unterschiedlichen Voraussetzungen. Und das ist keine Frage der Organisation (Sonderschule oder gemeinsamer Unterricht), sondern des pädagogischen Stils in der jeweiligen Einrichtung.

Aber werden die behinderten Kinder nicht leicht zu Außenseitern?

In allen Gruppen gibt es mehr oder weniger beliebte Kinder. Anlass können auch äußere Auffälligkeiten sein. Entscheidend ist aber die Persönlichkeit – und wie die Besonderheiten eines jedes Kindes in einer Klasse bewertet werden. Dabei spielt die Lehrperson eine wichtige Rolle. Sie ist wesentlich an der Entwicklung gültiger Normen beteiligt. Gerade der gemeinsame Unterricht kann positive Wirkungen auf die Entwicklung sozialer Verhaltensweisen haben.

Und wo bleiben die leistungsstarken Schüler/innen in einem gemeinsamen Unterricht?

Sie werden dann unterfordert, wenn sich der Unterricht am niedrigeren Durchschnitt orientiert. Gemeinsamer Unterricht sollte aber nicht Gleichschritt bedeuten. Er lebt von der Öffnung für die individuellen Voraussetzungen und Möglichkeiten. Wenn Unterricht versucht jedem einzelnen Kind gerecht zu werden, können alle Kinder profitieren.

Fühlen sich aber nicht viele Lehrer/innen durch gemeinsamen Unterricht überfordert?

Umgang mit heterogenen Gruppen war in der Tat vielerorts lange kein Thema in der Ausbildung.

Aber wie eingangs gesagt: Diese Anforderung besteht schon im Regelunterricht. Raum für individuelle Lernwege ist ein Anspruch an jeden Unterricht – ob in der Grundschule, im Gymnasium oder in

Integrationsklassen. Darum brauchen die Kolleg/inn/en vor Ort auch Fortbildung und Möglichkeiten zur Hospitation und zur Kooperation.

Und die Eltern, vor allem von den Kindern ohne Behinderung?

Nochmals: diese Trennung nach „behindert und „nicht behindert“ verkennt, dass Lernschwierigkeiten nicht auf eine Gruppe beschränkt sind, auf die sog. „Behinderten“. Und es gibt immer und überall Eltern, die sich ein anderes, z. B. auch sozial günstigeres, Umfeld für ihre Kinder wünschen. Aber es ist richtig: manche Eltern haben Vorbehalte. Umso wichtiger ist der empirische Befund, dass bei Eltern – und übrigens auch bei Lehrer/innen – die Vorbehalte deutlich abnehmen, wenn sie eigene Erfahrungen mit gemeinsamem Unterricht haben. Darum ist es wichtig, den gemeinsamen Unterricht zwar zügig, aber auch schrittweise auszubauen – und zureichende Unterstützung bereit zu stellen, z. B. über Hospitationsmöglichkeiten und Arbeitskreise vor Ort, in denen sich Lehrer/innen wechselseitig stützen können.